

In der Buße des Augenblicks

Holger Warschkow

In der Buße des Augenblicks

Novelle

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© 2019 Holger Warschkow
www.woerterleuchten.de

Layout: Holger Warschkow
Illustration: pixabay.com
Korrektur: Christian Ziegler

Herstellung und Verlag:
BOD – Books on Demand, Norderstedt

ISBN: 9783750425798

And like a moth that tries
To enter the bright eye
So I go shuffling out of life
Just to hide in death awhile

Nick Cave „The Mercy Seat“

Vielleicht fängt es ja doch noch an zu schneien. Und es fällt ein Schnee vom Himmel, der meinen Gedanken gleicht. Gedanken aus Schnee. Gedanken, die sich auf grauem Grund decken, just nachdem sie sachtsam fielen. Es wäre zumindest wünschenswert, dann würde dieser schwere Himmel mal wieder eine freundliche Farbe zeigen und ich einen Fuß vor die Tür setzen. Obwohl, dann hätte ich keine Entschuldigung mehr mir gegenüber, warum ich es nicht tue, den Fuß vor die Tür setzen. Jedoch die Gedanken würden mich verführen und herrlich den Verstand rauben, so bodenständig bodenlos, wie die Flocke, die in ihrem sanften Flug scheinbar zwischen Himmel und Erde ruht.

Jedoch vielleicht sollte ich mich Ihnen erst einmal vorstellen. Obwohl ich nicht glaube, dass es der Sache förderlich ist. Bei genauerer Betrachtung und Abwägung muss ich sogar unweigerlich zu dem Schluss kommen, dass solch eine Banalität nur vom Wesentlichen ablenkt, dem Ganzen nur eine Maske auferlegt, auf die man fortwährend schaut und völlig vergisst, in Erwägung zu ziehen, was sich dahinter verbirgt. Wie? Sie meinen, das wäre unhöflich von mir. Nun gut, was halten Sie von einem Kompromiss, ja, ich schlage Ihnen einen Kompromiss vor. Nennen Sie mich Fjodor. Warum Fjodor, fragen Sie? Sie haben ganz recht, das ist für einen Mann meiner Herkunft ein gänzlich un-

gewöhnlicher Name. Es ist auch nur ein Spitzname, wie man wohl heutzutage zu sagen pflegt. Die Begründung und die Herkunft dieses Spitznamens sind so banal wie einfach. In meiner Kindheit habe ich mit Vorliebe Dostojewski gelesen und für eine Zeit lang, bis zur Adoleszenz, haben meine Mitschüler mir diesen Namen verpasst. Ich bin mir sicher, aus unterschiedlichen Gründen. Die einen aus Bewunderung, die anderen, um mich damit zu schmähen, sich lustig zu machen über meine seltsame Freizeitbeschäftigung, die ziemlich eintönig verlief, indem ich mich allein in mein Zimmer verkroch und die Nase in bedruckte gebundene Seiten steckte. Oh nein, es ist nicht so, wie Sie denken, ich sehe ihre Stirn in Falten, nein, keineswegs wollte ich damit sagen, dass ich im Kindesalter Dostojewski verstanden hätte. Ich habe lediglich gesagt, ich habe ihn gelesen. Genauso wie ich Tolstoi gelesen habe. Ich habe nie behauptet, dass ich ihn, oder besser gesagt beide, damals verstanden hätte, ich weiß nicht einmal, ob ich sie heute verstehe, aber ich habe sie geliebt, oder korrekt gesagt, es geliebt, sie zu lesen. Später hat man mir einmal gesagt, das geht nicht, ich kann nicht beide mit Vorliebe gelesen haben, entweder man liebt Dostojewski oder man ist Tolstoianer. Ich habe das nie verstanden. Es hat mich auch nie einer gerügt, wenn ich Bach und Händel im gleichen Atemzug erwähnt habe, die ich im Übrigen

auch schon seit meiner frühen Kindheit liebe, oder korrekt gesagt, es liebe, sie zu hören.

Wie? Oh nein, nein, ich habe keine langweilig betuchte klassische Ausbildung genossen, ich habe in meinem ganzen Leben nie gelernt, irgendein Instrument auch nur ansatzweise zu spielen. Aber ich habe Bach und Händel auf diese besondere Weise geliebt, den Barock genauso wie die späteren Epochen: Beethoven, Mendelssohn, Schubert, Tschaikowski, Grieg... Oh ja, den guten Edvard habe ich rauf und runter gehört. Obwohl ich es ihm nie verzeihen konnte, dass er es nie zu Ende gebracht hat, sein zweites Streichquartett in F-Dur. Natürlich hat er sich mit Peer Gynt zurecht ein Denkmal gesetzt, aber so etwas wie sein einzig vollendetes Streichquartett, sein Opus 27 in g-Moll bleibt ein in seiner ganzen Größe vollkommenes Vermächtnis. Naturgewalten treffen auf behütete Kaminwärme, die noch restbiedermeierisch zu einem herablugt. Es ist, als wenn Winde und Wärme von beiden Seiten gegen die Zimmerwand drücken, als wenn ein Blitz in die Hausmusik schlägt, als wenn vier Streicher schwitzend in der ihnen ureigensten Berufung auf einem grünen Hügel am blassgrauen Fjord sitzen und die Nachtlichter mit wikingischen Schwertklingen, die nicht zu Pflugscharen wohl aber und umso schöner zu Bögen wurden, bezirzen; dieses Streichquartett, das nach einer Fortsetzung verlangte,

die nie eingelöst wurde. Ich weiß, es ist ungerecht, gar lächerlich aus dem Mund von jemandem, der nicht mal auf einen Topf im Rhythmus schlagen, der nicht mal einer Schulblockflöte einen einigermaßen sauberen Ton entlocken kann... Sei es drum, es ist, wie es ist, ich werde ihm das nie verzeihen, dem Edvard, er ist es der Menschheit schuldig geblieben oder zumindest mir. Aber ich falle schon wieder in Rage, das kann ich zuweilen ganz gut und Sie haben recht, ich schweife ab. Eine Sache, die ich im Übrigen im Gegensatz zum Beherrschen eines Instruments ebenfalls schon immer ganz gut konnte.

Wo waren wir stehen geblieben? Ja richtig, bei vermeintlichen Rivalen, wie Schriftstellern, Musikern oder auch Malern, die aus einer Epoche stammen und bei denen man sich doch für den einen oder anderen, oder die eine oder andere entscheiden sollte. Das ist etwas, was ich in meinem Leben am zweitbesten konnte, mich nicht entscheiden. Was mich in gewisser Weise mit jenem Edvard verbindet, nur mit dem Unterschied, dass ich dadurch mehrere Dinge nicht zu Ende gebracht habe, eben weil ich mich nie zur letzten Konsequenz entscheiden konnte. So wie jetzt in diesem Augenblick: soll ich in dieses Grau hinausgehen und mir die Beine vertreten, dabei aber mir den eiskalten Wind in die Haut ritzen lassen, oder hier in diesem längst miefig gewordenen Zimmer ver-

weilen, aus dem ich nun schon seit Tagen – nein ich möchte Sie, schon gar nicht Sie, das unterscheidet Sie von den meisten Menschen, die ich getroffen habe, nicht belügen – Wochen keinen Fuß mehr gesetzt habe. Aus diesem mir vor einigen Monaten noch völlig fremden Zimmer, in dem ich immer Gast sein werde, und die Einzige, die bei diesem Abkommen zu gewinnen scheint, ist die allerdings durchaus freundliche Hauswirtin. Ob ich kein Zuhause habe und wie ich mir das leisten kann? Bitte? Oh gewiss, diese Frage ist berechtigt und ebenfalls gewiss, das habe ich, also das Zuhause. Aber dort habe ich es nicht mehr ausgehalten, denn dort war ich irgendwann in gewisser Weise noch mehr Gast als hier, ich kann es nicht erklären, die Decke fiel mir auf den Kopf, wie man so sagt, da habe ich einen Freund bemüht, der dies Anliegen für mich auf eine dieser sogenannten Internetplattformen gestellt hat, und so stand irgendwann ein Interessent vor meiner Tür. Wohnen auf Zeit, sagte er, sei genau das, was er für ein, zwei Semester in dieser mittelgroßen alten Stadt brauche. Und von den monatlichen Einkünften habe ich mir ein kleines bescheidenes Zimmer genommen. Es umfasst nur ein Drittel meiner bisherigen Wohnung, ist aber natürlich als angedachte Pension im Quadratpreis auch viel teurer als meine Wohnung in der mittelgroßen alten Stadt, aber so decken sich Einnahmen und Aus-

gaben in etwa und eine kleine bescheidene Erbschaft ermöglicht mir dieses – verzeihen Sie den Ausdruck – Vegetieren hier an diesem Orte. Ich hätte auch eine Annonce schalten können, tausche Zwei-Zimmer-Wohnung in einer mittelgroßen sächsischen Stadt gegen Zimmer an einem mittelgroßen sächsischen Fluss, allerdings glaube ich kaum, dass selbst über das hochgelobte und von mir stets skeptisch beäugte Internet solch eine Offerte auf Erfolg gestoßen wäre. Einzig und allein aus dem Grund, dass hier an diesem Orte niemand die Anzeige hätte lesen können, da es hier gar kein Internet gibt. Du brauchst soziale Netzwerke, sagte der Freund zu mir, dann wird das was. Nun gut, die sozialen Netzwerke hatte er, der gute Freund, und ein Jurastudent nun meine Wohnung in einer mittelgroßen alten Stadt und ich ein Zimmer an einem mittelgroßen Fluss. Sie werden sich jetzt sicherlich fragen, wie ich es ohne Internet überhaupt aushalte, ob ich überhaupt noch mit der Zeit gehe. Oh, ich kann Ihnen versichern, ich habe es versucht, mit der Zeit zu gehen, noch und nöcher, wieder und immer wieder, meine Vergangenheit ist voll von Zeit, in der ich versucht habe zu gehen, die Bereitschaft war da, durchaus, doch nur allzu oft bin ich in ihr vergangen. Es ist wie in meiner Kindheit und meiner Jugend, als mein alter Herr mich skeptisch anschaute und lapidar mit gespielt ironischem Ton fragte, ob ich es denn

nicht mal mit zeitgenössischer Musik versuchen wolle wie all die Altersgenossen. Zu meiner Verteidigung musste und konnte ich immer nur sagen, dass ich es versucht habe, aber ja doch. Ich habe mich zeitgenössischer Musik genähert, genauso wie allgemein der ganzen zeitgenössischen Kunst, aber sie hat sich nicht mir genähert, sie hat sich verweigert, blieb stur wie ein beleidigter Hund, kam mir wirklich nie auch nur einen Schritt entgegen, blieb mir fern und vor allem... fremd. Eine einseitige Neigung kann eine Beziehung werden, jedoch nie eine fruchtbare Bindung, wie mir das Leben auf immer neuen Wegen bewies, aber ich drohe schon wieder abzuschweifen.

Gewiss haben die derb gezogenen Linien der zeitgenössischen Kunst ihren Reiz, die Läuterung der neuen Literatur ebenfalls und doch gelingt es ihr nicht, in mir das gleiche Gefühl zu erwecken, dass ich bei Caspar David Friedrich oder Novalis zu empfinden vermag. Es ist eine Krux, ich weiß es ja und verstehe Ihr beinahe mitleidiges Kopfschütteln, aber glauben Sie mir, die Angelegenheit hat durchaus auch ihre guten Seiten. Ungeachtet dessen, dass mir hier hinreichende Entscheidungen, ein Metier, mit dem ich nicht gut ausgestattet bin, wie sie inzwischen wissen, abgenommen werden, ist es außerdem beruhigend. Beruhigend deshalb, weil ich nicht pausenlos mit In-

formationen überschüttet werde, die mich angeblich interessieren könnten und die diese neue Zeit bereithält. Nein, gewiss nicht, ich möchte diese gar nicht verdammen, es ist eher so, dass dieses, ich nenne es mal überhöht und Sie verzeihen mir hoffentlich den Ausdruck: neues Zeitalter mich irritiert oder genauer gesagt verunsichert. Ich bin gewillt, ihm zu folgen, stelle jedoch stets dabei fest, dass es mich verfolgt. Ah, jetzt habe ich für einen kurzen Moment ein kleines Nicken von Ihnen entdeckt, nicht eine Einwilligung, nur ein kurzes nachdenkliches Nicken. Nicht? Oh, es war nur ein besorgtes Nicken? Sie meinen, ich leide an Paranoia. Gott bewahre, das kann ich mir nicht leisten. Ich habe nämlich schon eine andere Krankheit adoptiert. Eine Krankheit, die vor vielen Jahren in mein Seelenhaus gezogen ist und die ich mittlerweile mit Sorgfalt betreue, als hätte ich selbst sie geboren oder gar erfunden. Ich leide an Weltschmerz, wobei ich den Ausdruck leiden in diesem Zusammenhang eigentlich sehr unangebracht finde. Denn ich zelebriere diese Krankheit.

Wie? Sie meinen, Schwermut kann man nicht zelebrieren? Da haben Sie natürlich recht, aber es handelt sich korrekterweise ausgedrückt, auch nicht um Schwermut, sondern um Melancholie. Das ist doch das Gleiche? Es tut mir leid und ich tue es wirklich ungern, aber ich muss Ihnen da vehement widerspre-

chen. Im Gegensatz zur ziemlichen Borniertheit der Schwermut besticht die Melancholie durch ihr ungeheures Potpourri an Gefühlen. Auf wundersame Weise schafft sie es nämlich, Kinder wie Traurigkeit, Nostalgie, Glück, Sehnsucht, Heim- und Fernweh auf einem Male für sich zu vereinnahmen, was sie reizend und gefährlich zugleich macht. Man könnte fast behaupten, sie sei eine Diva. Und die Begegnung mit solch einer Diva muss man doch einfach zelebrieren, in ihrer ganzen Fülle, pflichten Sie mir da nicht bei? Zumal ich dieser Diva, wie schon angedeutet, erst sehr spät begegnet bin. Nein, nein, ich weiß Sie könnten jetzt erklären, dass es aufgrund meines sonderbaren Lebens ja gar kein Wunder wäre, dass man dem Weltschmerz oder eben der Melancholie verfällt. Ich möchte Ihnen da in gewisser Weise auch gar nicht widersprechen und doch habe ich sie lange Zeit, salopp gesagt, verachtet, ihr sozusagen die Tür versperrt. Ich war ihr nämlich in meinen jungen Jahren alles andere als dienlich. Als vorzüglicher Lebemann und Lebenskünstler hatte ich sogar keine Zeit, mich mit ihr abzugeben oder gar, um sie zu buhlen. Da buhlte ich um ganz andere Feinheiten, nicht selten um das weibliche Geschlecht. Obwohl ich schon damals mich in gewisser Weise mit ihr, dieser Diva, beschäftigt und ihr einen durchaus nicht unbeträchtlichen Raum in meinem mir eigenen Expressionismus gegeben habe. Nicht selten gingen in

meinem Sturm und Drang die Frauen und die Lyrik Hand in Hand. Und ich erinnere mich, wie ich bei einer dieser Begegnungen in meinem Leben, als Form der Begleiterscheinung dieser Liebschaft, dieser Melancholie eine Bühne gegeben habe, sodass jene nicht selten in meine Gedichte einfluss wie ein Strom, der über die Ufer tritt, ähnlich wie die Romantik es vermochte. Während letztere aber schon einzig dazu beitrug die Damen – und mich selbst in diesem Rausche – zu betören, war die Melancholie eher Mittel zum Zweck. Sie schrie danach, zu meinen Worten Zugang zu finden, und da es sich lediglich um literarische Ergüsse handelte, ließ ich sie gewähren. Mehr erlaubte ich ihr aber nicht. Mag sein, dass dies dafür verantwortlich war, dass sie heute umso fester in mir verankert ist. Sie stand schon damals da wie ein verstoßenes Kind, bis ich irgendwann nachgab und sie zu mir einließ und sie mich mittlerweile so vereinnahmt hat, dass ich der Eifersucht verfallen würde, wenn sie mir nicht mehr ausreichend Beachtung schenkte. Damals aber, wie gesagt, war sie nichts als eine lyrische Angelegenheit, ein Ding, das ich der Romantik als Partnerin zur Hand gab, sodass beide als Geschenke im Titel für diese erwähnte Damenbekanntschaft standen, auf jene ich nun gerne näher eingehen möchte. Und das, obwohl das Entstehen dieser Bekanntschaft doch sehr stark dem Zufall ge-

schuldet war. Wie meinen? Bekanntschaften sind doch immer dem Zufall geschuldet? Nun, durchaus, da haben sie recht, allerdings muss manchmal in den Zufall so stark eingegriffen werden, dass es eines weiteren Zufalls bedarf, damit ersterer sich überhaupt ergibt. Aber hören Sie selbst!

Es war vor etwa zwei Dekaden, ich hatte seit einigen Wochen das fünfundzwanzigste Lebensjahr vollendet und schlenderte des Nachts zum wiederholten Male durch die große Stadt im Norden, in der ich nur einige Wochen zuvor meinen Koffer in die kleine möblierte Ein-Zimmer-Wohnung lud. Im Herbst färbt diese eh ständig feuchtruhende Stadt ihre Himmel besonders derb. Mir machte dies nichts aus, denn das Licht, das von den Kränen im Hafen dumpf gelblich über das Wasser blinzelte, wenn ich über den zu dieser Stunde einsamen Platz des Fischmarktes spazierte, strahlte eine gewisse Seelenruhe aus und vermittelte mir das Gefühl von wachendem Frieden. Meistens ging ich direkt zum Kai, um den großen Fluss in dieser großen Stadt ganz nah vor meinen Sinnen zu parken. Doch irgendetwas veranlasste mich an diesem Abend, einen Umweg zu gehen und in eine derlei dunklen Seitenstraßen seitwärts des Marktpflasters abzubiegen. An einer kleinen Tür, die von einem Security-Ordner bewacht wurde, blieb ich stehen, da diese gerade geöffnet

wurde. Seltsame Musik drang aus dem Untergeschoss auf die Straße. Die Gestalt, die jetzt draußen stand und ganz in Schwarz gekleidet war, nahm eine Zigarette aus einem Etui, griff in die Hosentasche und holte ein silbern verziertes Feuerzeug heraus, um sich jene anzuzünden. Dabei musste sie die linke Hand schützend vor das Feuerzeug halten, um die Flamme vor der aufkommenden Bö, die sich vom Wasser in die Gassen schickte, am Leben zu erhalten. Die Tür ging erneut auf, dieses Mal soweit, dass der Wind sie gegen die rote Ziegelwand drückte und somit den Winkel derart verlagerte, dass er eine sofortige Rückkehr jener in die geschlossene Ausgangsposition unmöglich machte. Es schien, als würde der Wind mit ihr spielen und dabei seine ganze Dominanz ausleben. Möglich gemacht hatte dies ein junges Pärchen, das lachend und forschen Schrittes hinaustrat, um laut plaudernd der Straße folgend, aus der ich kam, in die Nacht zu verschwinden. Der Ordner, der sich ebenfalls gerade eine Zigarette angesteckt hatte, ging in Richtung Tür, um sie aus den Klauen des Windes zu befreien und wieder in ihre Ausgangslage zu versetzen. Ich ging einen Schritt auf ihn zu und fragte ihn, ob das eine geschlossene Gesellschaft sei und falls nicht, ob man Zutritt erlangen konnte und wo man in dem Falle hier den Eintritt gewährte. Er antwortete wortkarg: „Treppe runter, Kasse ist auf der rechten Seite,

nicht zu übersehen.“ Ich entschloss mich kurzerhand, einen Blick hineinzuwerfen, denn in dieser großen Stadt gab es zahlreiche Bars und Clubs, gefüllt mit den verrücktesten Gestalten, die ich stets mit einer gewissen dezenten, wenn auch anziehenden Neugier betrachtete.

Noch bevor sich meine Augen an das karge Licht gewöhnt hatten, das in erster Linie von Teelichtern erzeugt wurde, die auf Betonstufen im Abstand von zwei Ebenen an der Treppenwand platziert waren, schloss sich hinter mir die Tür und ich vernahm nur noch das Rauschen der Musik und nicht mehr das des Windes. Die Treppe führte mit einigen Biegungen und Wendungen zu dem Saale, in dem sich das eigentliche Geschehen abzuspielen schien. Eine Traube von überwiegend schwarz gekleideten Menschen stand in einer kleinen Nische am Ende des Flures, auf deren gegenüberliegender Seite sich auch schon ein Tisch mit einer kleinen Kasse befand, an dem eine jüngere Frau und ein schon etwas älterer Herr saßen, die beide die gleiche Jacke trugen wie der Mann, der sich draußen um die Tür kümmerte. Auf einem kleinen Schild, kaum sichtbar im Dämmerlicht, stand mit phosphoreszierender Farbe geschrieben: Eintritt 5,- DM, und ich zückte wortlos meine Geldbörse, nahm einen Heiermann, wie man in dieser Region zu der 5-Mark-Münze zu sagen pflegte, und gab ihn der

Frau. Sie bedankte sich und wünschte mir etwas teilnahmslos aber nicht unhöflich viel Spaß, während der Ältere neben ihr mir einen Stempel auf meinen hingestreckten Handrücken verpasste. Dieses Ritual war mir von meinen nächtlichen Streifzügen wohl bekannt und sollte wohl auch Ihnen vertraut sein, da man dies scheinbar allerorts zu gewissen Veranstaltungen zu pflegen scheint. In jenem Moment rempelte mich ein Mann an, der sich auf dem Weg nach draußen zwischen mir und der Traube hindurchmanövrierte und daraufhin kurz entschuldigend schulterzuckend lächelte. Ich signalisierte zurück, dass alles in Ordnung sei, indem ich ebenfalls kurz den Ansatz eines Lächelns vermitteln ließ, um mich im nächsten Moment in die Richtung zu begeben, aus der er eben gekommen war.

Ein schmaler Gang führte kurz nach links und ließ bereits die offene Fläche erkennen, auf der die Protagonisten sich tanzend zur Musik bewegten. Der Saal war angenehm gefüllt, nicht zu leer, sodass man nicht Gefahr lief, gleich die Blicke auf sich zu ziehen, was einem, gerade wenn man noch fremd an einem Orte ist, reichlich unangenehm sein kann. Und nicht so voll, dass man sich in der Menschenmasse verlieren würde. An sich war dieser Raum nichts Besonderes, besonders jedoch war die Musik und das Erscheinungsbild der zu ihr tanzenden Menschen. Nahezu